

# Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 17.

Samstag, 21. Oktober 1882.

1. Jahrg.

## Die Malteserin.

2) Skizze von Albert Brizius.

„Also Ihr Verlobter?“ stieß Thirza endlich mühsam hervor, indem sie sich an Eliza wandte und ihre schwarzen, leidenschaftlich glühenden Augen fest und durchbohrend auf sie richtete. „Gott! Gott! Ihr Verlobter, und ich — —“ Sie hielt inne und rang stumm die Hände.

Eliza wurde tief gerührt.

„Aber, Thirza, was hast Du denn?“ fragte sie sanft. „Du bist ja außer Dir. So beruhige Dich doch.“

Thirza lachte wild auf.

„Ich soll mich beruhigen!“ rief sie, beide Hände auf den hochwallenden Busen drückend. „Dieses Herz soll sich beruhigen! Nie! Nimmermehr!“

Der Kapitän, dem die Scene anfangs peinlich zu werden, warf seiner Schwester einen unwilligen Blick zu und erhob sich rasch.

„Thirza,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff und ein Goldstück hinein gleiten ließ, „Thirza, gehe jetzt. Du bist aufgereggt und weißt nicht, was Du sagst. Vielleicht bist Du plötzlich krank geworden, ohne es selbst zu wissen. Darum gehe nach Hause, Thirza, hörst Du?“

Bei diesen Worten versuchte er, sie sanft nach der Thür zu ziehen.

„Ja, ich will gehen,“ murmelte Thirza, verzweifelt vor sich hin starrend, „ich will gehen. Es muß ja sein. Es ist ja alles, alles dahin.“

Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Thirza,“ sagte der Kapitän ernst, „Thirza, gehe jetzt. Es ist Zeit, daß Du nach Hause kommst. Du bist krank.“

Thirza ließ die Arme sinken und sah den Kapitän groß an, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Ja, ja,“ flüsterte sie dann wie träumend, indem sie langsam der Thür zuschritt. „Ich bin krank, recht krank. Ich fühle es. Lebt wohl!“

Und den Kapitän mit einem Blicke ansehend, in welchem sich eine Welt voll Liebe und Entsagung zugleich abspiegelte, verließ sie wankend das Zimmer.

Kaum hatte Thirza die Thür hinter sich geschlossen, als Eliza sich ihrem Bruder um den Hals warf und in Thränen ausbrach.

„Das arme, arme Kind!“ rief sie jammernd.

„Wie sehr sie Dich liebt. Ach, hätte ich das gewußt, nie würde ich den Scherz gemacht haben, Dich als meinen Bräutigam anzugeben. O, wie unüberlegt,

wie mutwillig ich gehandelt habe. Ich kann mich nicht darüber beruhigen. Ich muß das wieder gut machen. Ja, und das gleich. Vielleicht hat sie das Haus noch nicht verlassen.“

Sie wollte der Thür zueilen; der Kapitän hielt sie zurück.

„Laß das, Eliza,“ sagte er kalt. „Es ist gut, daß es so gekommen ist. Thirza weiß nun, woran sie ist. Diese Südländerinnen sind zu leidenschaftlich in ihrer Liebe. Und dann ist sie auch nur eine arme Obsthändlerin, mit der ich doch niemals eine Verbindung würde eingehen können, selbst wenn ich sie wiederliebte. Darum beruhige Dich, Eliza.“

„Du magst recht haben,“ entgegnete Eliza.

„Ich will mich beruhigen, aber vergessen werde ich diese Thirza nicht. Morgen, wenn sie an der Straßenecke drüben steht, will ich zu ihr gehen und meinen Fehler wieder gut machen. Ich meinte es ja gar nicht böse. Ich wollte nur erfahren, ob sie Dich wirklich liebte, wie ich schon längst vermutete. Das alles will ich ihr sagen und sie bitten, sich anderswo hinzustellen, damit ich sie nicht täglich sehe. Das arme Kind thut mir zu leid. Wie unglücklich muß sie sich fühlen, jetzt, nachdem ich ihr so plötzlich alle Hoffnung geraubt habe. Es würde ihr gewiß weniger schmerzlich gewesen sein, wenn sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe nach und nach eingesehen hätte. Aber so“ — „aber so,“ fiel ihr Bruder ein, „muß sie sich auch zufrieden geben. Ich werde von heute an nicht mehr mit ihr sprechen, und wenn sie mir begegnen sollte, ihr aus dem Wege gehen. Willst Du ihr morgen eine kleine Entschädigung für den Scherz geben, welchen Du Dir mit ihr erlaubt hast, so magst Du es thun. Und nun, Eliza, bei meinem brüderlichen Zorn, sprich mir nicht mehr von dem Mädchen.“

Eliza drückte ihren Bruder fest an sich und ihn zärtlich küssend, sagte sie lächelnd: „Du bist ein herzloser Mann, John; ich aber werde morgen mein Unrecht an Thirza wieder gut zu machen suchen.“

Als sie jedoch am folgenden Morgen nach der Straßenecke hinüber blickte, war Thirza nicht da.

2.

Arm in Arm ging Eliza mit John, den blonden Lockenkopf leicht an seine Schulter gelehnt, längs dem Strande des Meeres spazieren.

Es war gegen Abend. Die Sonne, im Scheiden begriffen, senkte sich rot und glühend, einem ungeheuren Feuerballe gleich, immer tiefer und tiefer und

am fernen Horizont gleichsam in das Meer tauchend, färbte sie die leicht gekräuselten Fluten mit schimmerndem Purpur.

„Sieh einmal, Eliza,“ sagte John, indem er stehen blieb und mit der Hand aufs Meer deutete, „sieh einmal, wie schön und über alle Beschreibung erhaben das Meer bei einem Sonnenuntergange ist.“

Eliza lächelte. „Wie Du auf einmal für Naturschönheiten schwärmen kannst, John,“ sagte sie, innig seinen Arm drückend. „Ich dünkte, das wäre doch nicht Deine Passion.“

„Du hast recht,“ entgegnete der Kapitän, ohne seine Augen vom Meere zu wenden, „ich schwärme nicht für die Natur, dafür bin ich zu sehr Soldat; aber man fühlt sich jetzt bei einem Schauspiele, wie wir es jetzt vor uns haben, unwillkürlich zur Bewunderung hingerrissen. Empfindest Du sie nicht auch, Eliza?“

Eliza, statt ihrem Bruder zu antworten, stieß plötzlich einen Schrei der Ueberraschung aus.

„John! John!“ rief sie dann hastig, indem sie mit der Hand auf eine Gestalt hinwies, die flüchtig der Küste entlang eilte. „Ist das nicht Thirza?“

Der Kapitän schaute scharf und aufmerksam nach der angedeuteten Richtung.

„Du irrst, Eliza,“ erwiderte er dann, leicht mit dem Kopfe schüttelnd. „Das ist Thirza nicht. Wie sollte sie auch hierher kommen?“

Eliza war leichenblaß geworden.

„Wenn sie es nun doch wäre?“ sagte sie tief aufatmend. „Ich könnte die ganze Nacht nicht schlafen.“

Der Kapitän lachte. „Weshalb denn, Eliza?“ fragte er, sie wieder in den Arm nehmend. „Fürchtest Du sie etwa?“

Eliza errötete flüchtig. „Ja, John,“ entgegnete sie leise und schauderte zusammen. „Ich fürchte diese Thirza.“

„So?“ fragte der Kapitän gedehnt mit sichtlichem Erstaunen. „Vor diesem kleinen, schwächtigen Wesen hast Du Furcht?“

„Eine unerklärliche, John,“ entgegnete Eliza, sich fester an ihn schmiegend, „und zwar, seitdem ich kürzlich gehört habe, daß eine dieser kleinen schwarz-ängigen Insulanerinnen, die ich jetzt bis in den Tod hasse, ihre beste Freundin aus Eifersucht vergiftet hat. Und solche Fälle sollen hier gar nicht selten sein.“

Der Kapitän brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ist das Dein einziger Grund zur Furcht, Eliza?“ rief er. „Das ist heiter! Das ist köstlich!“

Eliza wurde unwillig.

„Du nimmst die Sache zu leicht, John,“ sagte sie ernst. „Diese Menschen sind im Punkte der Liebe wie die Teufel. Stoßen sie auf irgend ein Hindernis, gleich sind sie mit Gift, Dolch und Mord bei der Hand. Man mag sich vor ihnen in acht nehmen. Es ist ein heißblütiges Volk, welches diese Insel bewohnt. Ich wollte, ich wäre im kalten England . . .“

„Und säße hinter dem warmen Ofen,“ fiel der Kapitän scherzend ein. „Bah! Eliza, wie wenig

Herz Du hast! Komm, wir wollen nach Hause gehen. Es ist gleich dunkel und Thirza könnte uns aufslauern.“

Der Kapitän lachte noch lauter wie zuvor, indem er dieses sagte.

„Ja, wir wollen nach Hause gehen,“ sagte Eliza, furchtsam um sich schauend. „Ich fühle mich nur ruhig, wenn ich zwischen meinen vier Wänden bin. „Ja, diese Thirza! hätte ich sie doch nimmer gesehen.“

Der Kapitän schlug, noch immer lachend und sich über die Angst seiner Schwester belustigend, den Weg nach seiner Wohnung ein.

Diese lag eine Meile von Malta, dem Garnisonorte des Kapitäns, entfernt, nicht weit vom Meere, auf einem ziemlich hohen Kalkfelsen, an dessen Fuße sich die Wogen schäumend brachen.

Das kleine einstöckige Haus war ein zwar schmuckloses, jedoch sehr anmutendes, freundliches Gebäude und lag in einem ziemlich großen, von einem frühern Besitzer mit bedeutendem Kostenaufwande auf dem Plateau des Felsens angelegten Garten, dessen hohe, schattige Bäume und dicht-verschlungene Laubgänge, dunkle Grotten und sprudelnde Fontainen einen sehr angenehmen Zufluchtsort gegen die versengende Hitze des Tages darboten, und welcher durch eine breite, kaum manns-hohe, von üppigen Schlingpflanzen überwucherte Mauer von der Außenwelt abgeschlossen war.

Am äußersten Ende des Gartens, da, wo der Felsen sich schroff und steil ins Meer senkte, stand eine kleine, schattige Laube, welche, an der Mauer lehnd und teilweise auf diese gestützt, mit zwei großen, halbrunden Oeffnungen versehen war, deren eine als Eingang diente, während die andere den freien Anblick des Meeres gestattete.

Diese Laube war in der kurzen Zeit, in welcher das Haus in den Besitz des Kapitäns übergegangen war, und seitdem man es bezogen hatte, das Lieblingsplätzchen Elizas geworden, und sie konnte Stunden lang dort sitzen und sich in süße Träume verlieren.

Auch heute begab Eliza sich, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt war und das Abendessen eingenommen hatte, mit ihrem Bruder in die Laube, um daselbst einige Stunden mit ihm zu verplaudern.

Der Mond stand voll und glänzend am wolkenlosen Himmel und beleuchtete das Meer, sich in den kaum bewegten Fluten spiegelnd, sowie die Gegend ringsum fast tageshell.

Eliza hatte in der Laube Platz genommen, und schaute sinnend über den unermeßlichen Wasserspiegel, dessen Wellen sich mit leisem Gemurmel an der Küste brachen.

Der Kapitän saß neben ihr und sog aus einer langen, türkischen Pfeife den heraufschwebenden Duft, welchen er mit sichtlichem Behagen vor sich hinblies.

So saßen sie still nebeneinander, im Anschauen versunken und gaben sich ihren Träumen hin, die sie vielleicht weit hinweg führten, nach dem nebeligen Norden, nach der Stätte ihrer Wiege, dem reichen stolzen England.



## Eine gefährliche Reise.

(Fortsetzung.)

Plötzlich weckte sie ein leises, knisterndes Geräusch, das von der Mauer her zu kommen schien.

Eliza fuhr erschreckt zusammen und sah nach der Richtung hin; der Kapitän fing an zu lachen.

„Nun sehe einer diese Furcht,“ sagte er, Eliza kopfschüttelnd anblickend. „Wenn sich zufällig ein Steinchen von der Mauer löst und herab fällt, so gerätest Du gleich außer Dir vor Angst. Es soll mich sehr wundern, wenn Du nicht wieder an Thirza gedacht hast. Ist es nicht so?“

Eliza wurde rot und schwieg verlegen.

„Also doch,“ fuhr der Kapitän lächelnd fort. „Bah, Eliza! Wer wird so furchtsam sein? Ich glaube gar, wenn ich jetzt ins Haus ginge, getrauest Du Dir nicht allein hier zu bleiben. Soll ich Dich einmal auf die Probe stellen und Dich verlassen.“

Er wollte sich erheben. Eliza faßte ihn beim Arme und hielt ihn zurück.

„Nein, nein, Jahn, bleibe,“ bat sie ihn ängstlich. „Ich stirbe vor Furcht, sollte ich auch nur einen Augenblick allein bleiben. Für alle Schätze der Erde vermöchte ich das nicht. Ja, ja, lache nur, Jahn, es ist so. Wenn Du die Laube verläßt, verlass mich auch.“

Der Kapitän runzelte unwillig die Stirn.

„Aber, Eliza,“ sagte er, dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife stoßend, „ich kann doch nicht stets bei Dir sein. Du mußt diese Furcht aufgeben, da sie durchaus unbegründet ist. Wer sollte Dir hier etwas zu Leide thun?“

„Du hast recht, John,“ unterbrach ihn Eliza lächelnd, „meine Furcht ist kindisch. Ich weiß augenblicklich selbst nicht, woher dieselbe kommt, da mir früher eine solche Aengstlichkeit fremd war. Das leidenschaftliche Benehmen dieser Thirza hat mich zittern gemacht; aber ich will versuchen, nicht mehr an sie zu denken, sie gänzlich zu vergessen.“

Der Kapitän ergriff ihre Hand und drückte sie kräftig zwischen der seinen.

„Thue das, Eliza,“ sagte er beipflichtend.

„Thirza wird uns vergessen haben, wie ich sie schon längst. Auch glaube ich ganz bestimmt, daß es mehr Interesse als Liebe von dem Mädchen war, sich an die Straßenecke unserm Hause gegenüber zu stellen, denn sonst würde sie sich wieder haben blicken lassen. Sie wird eingesehen haben, daß die Straße für ihren Handel nicht belebt genug war und jetzt an einem ihr günstigeren Orte mit ihren Früchten aufstehen. Seit zwei Monaten sahst Du sie so wenig wie ich, und Du wirst mir jetzt wohl zugestehen müssen, daß ihre Aufregung, als Du ihr im Scherze versichertest, ich sei Dein Bräutigam, eine ganz andere Ursache haben mußte, als Du ihr zugemutet. Gib also Deine Furcht auf, Eliza, und sei nicht thöricht, denn Thirza, das glaube mir, hat Dich längst vergessen.“

„Vergessen?“ wiederholte da plötzlich eine dumpfe, klagende Stimme im Tone des Schmerzes. „Vergessen?“ Der Kapitän wandte sich erstaunt um, während Eliza, einen lauten Schrei des Schreckens ausstoßend und sich ängstlich an ihn schmiegend, mit sichtlichem Entsetzen nach dem Eingange der Laube deutete.

(Fortsetzung folgt.)

„Da ist Calais!“ schrie jemand in diesem Augenblick, und so war es auch; grade vor uns warf das Licht Trostesfunken auf das dunkle Wasser.

Ich dachte nicht mehr an meine Reisegefährten. Wir trennten uns in Paris, wo jeder seinen eigenen Weg einschlug. Der Major hatte einen Besuch in Dromant bei Lyon abzustatten, von da wollte er über Marseille nach Alexandria. Mr. Levison wollte gleichfalls nach Marseille, aber nicht mit meinem Zuge — so fürchtete er wenigstens — da er in Paris sehr viel zu thun habe.

Ich besorgte meine Geschäfte in der französischen Hauptstadt und war mit meinem lieben Freunde Mr. Lefebre jr. auf dem Wege zum Palais royal. Es mochte gegen sechs Uhr sein, da begegnete uns — als wir über die Rue St. Honoré gingen — ein großer Mann von jüdischem Aussehen in einem weißen Regenmantel, in welchem ich Levison erkannte. Er fuhr in einem offenen Mietwagen, seine vier Musterkasten zur Seite. Ich grüßte ihn, doch er schien mich nicht zu bemerken.

„Eh bien! das ist drollig, wer ist das?“ sagte mein Freund mit der richtigen Pariser Annäherung.

Ich erwiderte ihm, daß es nur ein Reisegefährte vom Dampfschiff wäre, der mit mir über den Kanal gefahren sei.

In derselben Straße rannte ich gegen den Major und seine Frau, welche sich auf dem Wege zum Bahnhof befanden.

Vermaledeite Stadt, das,“ sagte der Major, „riecht dermaßen nach Zwiebel, daß wenn sie mein wäre, Haus für Haus gereinigt werden müßte. Liebe Julia, dieser Herr ist mein angenehmer Reisegefährte von voriger Nacht. Apropos: eben sah ich den Geschäftsreisenden, ungeheuer thätiger Mann, immer in Geschäften, kann es noch sehr weit bringen.“

Als wir uns von dem lustigen Major verabschiedet hatten, sagte mein Freund Lefebre: „Das ist ein guter Kerl, überschwänglich — heiter, im übrigen wird er jedoch nicht besser sein, als eure andern trägen und verwöhnten Offiziere. Eure Armee muß verbessert werden, oder Indien schlüpft auch eines Tages wie Sand durch die Finger. — vous verrez, mon cher.“

Mitternacht war herangekommen, ich stand am Bahnhof, den Transport meines Gepäcks überwachend, als eine Droschke vorfuhr, ein Engländer stieg aus und ersuchte den Kutscher in gutem Französisch, ihm ein Fünf-Frankstück zu wechseln. Es war Levison, den ich jedoch im Gedränge bald aus den Augen verlor.

Ich nahm meinen Sitz ein, im Kupee befanden sich außer mir noch zwei Personen, eingehüllt in Reisemäntel und Mützen sahen sie aus wie zwei Bären.

Sobald wir aus Paris heraus waren, fiel ich in Schlaf und träumte von meinem theuern Weibchen und unserm gemüthlichen Heim. Dann überkam mich ein Gefühl der Angst: mir träumte, ich hätte die Worte zum Deffnen der Schlösser vergessen, ich suchte in der Mythologie, Geschichte u., doch vergebens.

Dann war ich im Comptoir, Toledo Nr. 172 in Neapel, ein Trupp Soldaten bedrohte mich mit augenblicklichem Tode, wenn ich nicht die Worte sage, oder ihnen die Kisten ausliefere (die ich aus irgend einem Grunde, den ich selbst nicht wußte, versteckt hatte), in diesem Augenblicke erschütterte ein Erdbeben die Stadt, eine Feuerflut rollte unter den Fenstern entlang, der Besuch war ausgebrochen und wir waren verloren; in meiner Todesangst rief ich: „Barmherziger Himmel, offenbare mir diese Worte!“ worauf ich erwachte.

„Dromant! Dromant! zehn Minuten Aufenthalt.“

Halb blind durch das plötzliche Licht, taumelte ich ans Büffett und trank eine Tasse Kaffee, als drei oder vier junge Engländer lärmend hereinstürzten, in ihrer Mitte einen ältlichen Herrn, der sich geduldig von ihnen führen ließ, es war richtig wieder Levison, sie riefen nach Champagner und nötigten Levison mitzutrinken, indem sie ihm Vorwürfe machten, daß er mit so guten Karten die letzten drei Spiele an sie verloren.

Levison plauderte gemüthlich über das letzte Spiel und nahm ihre Einladung an.

Der Wein war bald getrunken und die jungen Leute gingen hinaus, um zu rauchen.

Jetzt erblickte mich Levison und rief erstaunt:

„J, Du meine Güte, wer hätte das gedacht! Nun ich freue mich sehr, Sie wohl zu sehen. Sie müssen ein Gläschen mit mir trinken, hier noch eine Flasche Champagner, wenn's gefällig ist, ich hoffe übrigens, sie — ehe wir in Lyon sind — wiederzusehen, ich bin den Lärm der jungen Leute müde, außerdem spiele ich auch grundsätzlich nicht gern so hoch.“

In diesem Augenblick brachte der Kellner den Wein, Levison nahm ihm die Flasche ab, indem er sagte: ich öffne mir meine Flasche stets selbst; er wandte mir den Rücken, um mich nicht zu bespritzen und schenkte ein, als unverhofft ein dicker Herr in voller Freude auf mich zustürzte, um mir die Hand zu schütteln, und zwar mit solchem Ungeßüm, daß er die Flasche zerbrach und auch nicht ein Tropfen gerettet wurde, es war der Major, wie gewöhlich erhitzt und aufgereg.

„Beim Himmel! Das thut mir leid, mein Herr, erlauben Sie, daß ich eine neue Flasche bestelle. Wie geht's, meine Herren? Glückliche sie beide wieder zu treffen. Julia ist beim Gepäck, also können wir uns ganz gemüthlich unterhalten. Mehr Champagner hierher, wie heißt doch Flasche auf französisch? Schändlich! Diese Freunde von Julia reisen nach Biarritz, als ob sie vergessen hätten, daß wir kommen; schäbig genug, nachdem sie sechs Wochen bei uns in London auf Besuch waren. Beim Jupiter! man läutet schon zum Einsteigen, wir wollen uns zusammensetzen, auf den Wein können wir leider nicht warten.“

Levison sah ziemlich verdrießlich aus. „Ich muß noch einige Stationen mit den jungen Touristen fahren, um meine Revanche zu haben,“ sagte er.

„Zwanzig Guineen zu verlieren! ich war seit meinen ersten Reisen nicht so unvorsichtig; Adieu Major Baxter, adieu Mr. Blamyre!“

Ich wunderte mich, wie dieser respectable alte Burfche zu meinem Namen kam, doch erinnerte ich

mich augenblicklich, daß er denselben auf meinem Gepäck gelesen haben müsse. —

Einige rote und grüne Blitze, ein Blick auf eine Pappelallee und wir befanden uns wieder in dichter Finsternis.

Ich fand den Major drollig und angenehm, doch offenbar von seinem accuraten, gutmüthigen Mannweibe regiert.

Er war voller Geschichten aus seinem Leben in Indien, bei deren Erzählung er fortwährend von seiner Frau unterbrochen wurde.

„Bei Gott! ich wollte, ich könnte abdanken und ihr Geschäft ergreifen, mein Herr!“

Ich habe Indien satt, man ruiniert dort seine Gesundheit, hauptsächlich die Leber.“

„Wie kannst Du nur so reden, da Du noch nie krank warst, ausgenommen die Woche, wo Du die ganze Kiste von Kapitän Masons Plantagen-Cigarren aufgeraucht hast.“

„Nun ja, es hat mir nicht geschadet,“ sagte der Major sich auf die Brust schlagend, „aber ich habe sonst immer Malheur gehabt, im Avancement und in allem, kaufte ich ein Pferd, so fing es am zweiten Tage an lahm zu gehen, ich bin noch nie mit der Eisenbahn gefahren, wo es nicht irgend ein Unglück gegeben hätte.“

Nun höre aber auf, John,“ sagte Mr. Baxter, „oder Du machst nicht wirklich böse mit Deinem Unsinn. Warte die Zeit ab, Du wirst schon avancieren. Wenn Du nur etwas von meiner Geduld hättest und nicht immer schwarz sehen wolltest. Ich hoffe doch, daß Du eine Adresse an Deiner Helmschachtel hast?“ Wo ist die Kiste mit den Degen? Ich glaube, wenn ich nicht an alles dächte, Du kämst nach Suez mit nichts, als was Du am Leibe trägst.“

Der Zug hielt in Charmont und herein trippelte Levison, mit seinem weißen Mantel auf dem Arm.

„Ich habe jetzt genug von dem Spiel um Sovereigns!“ sagte er, ein Spiel Karten aus der Tasche ziehend — „aber wenn wir eine Partie um Schillinge machen wollen, so bin ich dabei; bitte abzuheben.“

Wir willigten mit Vergnügen ein, ich spielte mit Mr. Baxter gegen den Major und Levison, wir gewannen beinahe jedes Spiel. Levison spielte zu vorsichtig und der Major lachte, schwatzte und vergaß immer, welche Karten heraus waren.

Wir amüßten uns gegenseitig so gut es ging bei der trüben Wagenlampe, obgleich ich immer wieder an meine kostbaren Kisten denken mußte. Das Spiel wurde nach und nach langweilig und die Unterhaltung lebhafter, Levison erzählte aus seinem Geschäftsleben.

„Endlich!“ sagte er, „habe ich nach jahrelanger Mühe das große Geheimnis entdeckt, welches die Fabrikanten der wasserdichten Regenmäntel so lange vergeblich zu erforschen suchten, nämlich: die Masse vom Körper abzuhalten, ohne daß derselbe in Schweiß gerät und die Ausdünstung gehindert wird. Bei meiner Rückkehr nach London werde ich mein Geheimnis der Firma Mackintosh für zehntausend Pfund Sterling anbieten; weist sie mein Anerbieten ab, nun so eröffne ich sofort ein Geschäft in Paris; nenne die neue Fabrik zu Ehren des Sieges der



kaiserlichen Armee in Italien „Magentisch“ und warte mit der größten Ruhe, bis ich Millionär bin.“

„Das nenne ich ein brillantes Geschäft,“ sagte der Major bewundernd.

„Siehst Du!“ rief seine Frau dazwischen, „wenn Du nur einen Funken von Herrn Levisons Klugheit und Energie besähest, dann könntest Du in der That längst Oberst und Regimentscommandeur sein.“

Levison fing darauf an über Schlösser zu sprechen. „Ich benutze stets Buchstaben-Schlösser, meine zwei Worte sind: Purlurette und Papageno, Namen, die ich einst in einer französischen Postse hörte — wer könnte wohl darauf kommen? Der geschickteste Dieb würde sich stundenlang umsonst bemühen eines, dieser Worte zu entziffern. Finden Sie derartige Schlösser sicher?“ fragte er mich.

Ich antwortete ihm trocken — ja, und fragte, wann unser Zug nach Lyon käme.

„Wir müssen vier Uhr dreißig in Lyon sein,“ sagte der Major, „jetzt ist es fünf Minuten vor vier Uhr. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe so eine Vorahnung, als ob uns noch ein Unglück treffen würde, mir passiert in der Regel etwas. Wenn wir auf der Tigerjagd waren, so wurde auch ganz sicher mein Elefant von der Bestie angefallen, war irgend ein abgelegenes Fort in einer ungesunden Gegend zu besetzen, so wurde meine Compagnie dazu kommandiert, es mag Aberglaube sein, das gebe ich zu; allein ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß wir entgleisen, ehe wir Marseille erreichen.“

Wie schnell wir fahren! Fühlen Sie nicht, wie der Wagen wackelt?“

Ich begann unwillkürlich ängstlich zu werden, doch ließ ich nichts merken. Sollte der Major ein Schurke sein der Böses gegen mich im Schilde führte? Aber nein: sein rotes, derbes Gesicht, seine gutmütigen, klaren Augen widerlegten den Verdacht.

„Unsinn, sei doch still, Major; auf diese Weise machst Du die Reise immer unangenehmer, als sie ohnedies schon ist,“ sagte seine Frau, indem sie sich zum Schlafen vorbereitete.

(Schluß folgt.)

## Ueber Trinkwasser.

Keines Trinkwasser ist das beste, gesundeste Getränk für den Körper. Es ist das zweckmäßigste mechanische Lösungsmittel für die Speisen im Magen, die geeignetste Form, in der man dem Körper die durch Schweiß u. dgl. entstandene Wasserverluste ersetzen kann. Dazu kommt, daß keiner so leicht an dem Wasser des Guten zu viel thut, wie an den gebrannten Wassern, Bier, Wein u. dgl., weil ihm eben das fehlt, was die Kunst mit Absicht jenen oft zugesetzt, die Reizmittel für den Gaumen. Der Geschmackssinn wird vom reinen, guten Trinkwasser angenehm erregt, aber nicht so, daß man das Maß vergißt. Zimmer hört der Wassertrinkende, sofern er nicht allzu unverständlich, auf, wenn sein Durst gestillt ist.

Schon in alten Zeiten hat man Grundsätze festzustellen gesucht, nach denen man die Güte des Trinkwassers bestimmen konnte. Bei den alten Egypten-

tern, Indiern, Persern finden wir Andeutungen in ihren heiligen Büchern, welche Anforderungen sie an ein gesundes Trinkwasser stellten. Es mußte klar, geschmacklos und geruchlos sein. Keine kühle Quellen galten für heilig, und oft hatten nur die Könige das Recht, Wasser aus ihnen zu trinken. So war es in Persien nur dem Könige erlaubt, das Wasser des Flusses Choaspes zu trinken. Cyrus soll es auf seinen Kriegszügen sich haben nachführen lassen.

Besondere Sorgfalt widmete man der Frage nach dem Trinkwasser zu jener Zeit, als der griechische Arzt Hippokrates und seine Schüler eine Uebertragung ansteckender Volkskrankheiten durch das Trinkwasser nahe legten.

Und als nun in unserer Zeit die Chemie so große Fortschritte machte, suchte man mit ihrer Hilfe der Frage näher zu treten. Man bestimmte alle für gewöhnlich an Trinkwasser vorkommenden Substanzen, suchte dann aus dem Mangel oder aus dem Zuviel dieser oder jener Verbindung einen Schluß auf die größere oder geringere Möglichkeit der Uebertragung ansteckender Erkrankungen zu machen. Man hat nichts gefunden auf diesem Wege, was einen Aufschluß gäbe, ebensowenig als man den Cholera- und Typhuskeim selbst im Wasser entdecken wollte. Die chemische Untersuchung läßt uns mit Sicherheit ein Trinkwasser nur dann verwerfen, wenn es Ammoniak und auch salpetrische Säure enthält. Findet man diese Substanzen aber im Wasser, als Zeichen der Verwesung oder Fäulnis der organischen Substanzen, so genügen einfachere Untersuchungen, um ein Wasser beurteilen zu können. Dieses Laboratorium führt ein jeder mit sich, zu jeder Zeit kann er seinen Körper gegen schlechtes Trinkwasser schützen. Kurz, wir stehen im allgemeinen nicht viel weiter mit unserer Forderung für die Güte eines Wassers, als die Alten. Wir fordern von dem Wasser, daß es die Augen, die Nase, die Geschmacksorgane befriedigt.

Es soll also rein sein, keine Partikelchen sollen in ihm herumschwimmen. Geschweige daß es trübe, schlammig ist; es darf keinen schillernden Ueberzug haben. Beim Stehen keinen Bodensatz absetzen. Letzteres kommt allerdings bei kohlenstoffhaltigem Eisenwasser vor.

Niecht man an dem Wasser, so soll man keine Geruchsempfindung haben. Nicht faul, nicht müßig gasförmige Substanzen, welche intensiven Geruch verbreiten, wie Ammoniak, Schwefelwasserstoffgas, gehören nicht hinein, sie sind ein Zeichen, daß tierliche oder pflanzliche Organismen faulen.

Endlich muß man fordern, daß das Trinkwasser geschmacklos ist, es darf nicht salzig, nicht bitter, nicht sauer oder gar süß schmecken. Nun, ganz geschmacklos ist gerade das beste Quellwasser nicht, da dieses immer etwas säuerlich durch seinen Gehalt an Kohlensäure-Salzen schmeckt. Besteht das Wasser vor diesem Prüfstein seine Probe, so dürfen wir es getrost trinken, ohne erst es chemisch haben untersuchen zu lassen.

Welches Wasser nun, soweit es den Ursprung betrifft, bietet uns die meiste Garantie, daß es den hygienischen Anforderungen genügt? Zunächst muß als das vorzüglichste jenes bezeichnet werden, welches

als Quelle an der Oberfläche der Erde erscheinend, sogleich benutzt werden kann. Der Sprung der Quelle, aus dem festen Felsen oder in fester, künstlicher Einfassung sich ergießend, genügt jedem Wunsche. Schon bald von dem Ursprung wird das Bächlein, der Fluß mancherlei Verunreinigung ausgesetzt sein, sei es durch faulende hineinfallende Vegetabilien oder hineingeworfene Tierkadaver. Je größer der Fluß, um so mehr wird er von den an ihm liegenden Gemeinwesen benutzt, sich der Abfallstoffe zu entledigen. Die am meisten benutzte Quelle aber bildet das Grundwasser, welches sich auf der undurchlässigen Thonschicht bewegt. Je nach der Lage der Formationen wird die Thonschicht höher oder tiefer liegen, daher man an manchen Orten beim Brunnenbohren bald schnell auf das Grundwasser stößt, bald in große Tiefen steigen muß.

Dieses Grundwasser wird durch Hebelvorrichtungen, meist durch die Pumpe heraufbefördert.

Daß dieses Wasser nun vielen Gefahren der Verunreinigung an solchen Stellen ausgesetzt ist, wo Menschen und Tiere zusammengedrängt wohnen, ist leicht ersichtlich. Abgesehen davon, daß durch mangelhaften Verschluß der Brunnen häufig Abfallstoffe und Unrat in dieselben hineinfallen, droht dem Grundwasser schwerere Gefahr durch die faulenden Substanzen, welche in Kloaken aufgehäuft sind. Ist der Boden noch jungfräulich, so besitzt er die eigentümliche Eigenschaft, daß er die Substanzen, welche den Pflanzen zum Wachstum besonders nützlich sind, fest an sich bindet, vor allem die Kalisalze, Kieselsäure und Ammoniak, letzteres das Endprodukt der Fäulnis. Nicht allein also die gröbsten Substanzen werden auf dem Filter des Humus mechanisch zurückgehalten, auch die chemisch gelösten Stoffe werden gebunden. So verhält es sich in der Ackerkrume. Der verwesende Dünger bleibt in seinen Endprodukten der Zersetzung im Boden zur Ernährung der Pflanzen, nur solche Stoffe führt der Regen mit ins Grundwasser wie z. B. das Kochsalz, welche der Gesundheit keinen Schaden zufügen. Eine wunderbare Ordnung der Natur. Dieses gilt nun auch von dem Boden, welcher die Kloaken umgiebt. Jahr und Jahrzehnte vielleicht Jahrhunderte wird er ein gutes mechanisches Filter bilden, dann aber wird an einzelnen Stellen durch die sogenannten Verkieselungen auch seine Arbeit erschöpft sein. Nichts dringt dann durch bis ins Grundwasser. Im ganzen aber scheint auf unberechenbare Zeit die Erde ihre Kraft zu behalten, die Fäulnisprodukte, besonders also Ammoniak zu binden. Wie wäre es sonst zu erklären, daß die ältesten und verunreinigtesten Städte z. B. Utrecht das beste Grundwasser hätten.

Schließen wir nun die Möglichkeit aus, welche aber leider oft genug vorkommt, daß die Kloaken durch Spalten und sonst zufällig entstandene Oeffnungen mit den Brunnen in Verbindung stehen können, so ergibt sich, daß das Grundwasser als Trinkwasser wohl zu empfehlen ist. Man hat vor allem darauf zu sehen, daß die Brunnenöffnung sorgfältig verschlossen ist, ferner, daß die Kloaken, Senkgruben mit wasserdichtem Material ausgeputzt sind. Geschieht

letzteres, so würde überhaupt von keinem Uebertritt in das Grundwasser die Rede sein können, allerdings nur für längere Jahre, da auch die Cementauskleidungen durch die Säuren dem Zerfall ausgesetzt sind.

Der Boden, unter dem und in dem das Grundwasser sich bewegt, hat natürlich einen großen Einfluß auf chemische Zusammensetzung desselben in Betreff der Salze. In kalkhaltigen Boden führt das Wasser natürlich viele Kalksalze, wir haben sogenanntes hartes Wasser, den Hausfrauen beim Wasch- und Kochtopf nur zu wohl bekannt. Solches Wasser schmeckt aber am angenehmsten, weil es oft viel Kohlensäure enthält. Bewegt sich der Strom über Eisengestein, so löst sich, bei vorhandener Kohlensäure, Eisen auf.

Da nun die Menge der Grundwassers abhängig ist von der Menge des atmosphärischen Niederschlages, diese aber sehr variiert, so kommen bei anhaltender Dürre große Gemeinwesen in die Gefahr, Mangel an gutem Wasser zu leiden. Besonders dieser Umstand und dann auch die Möglichkeit der Gefahren bei Ueberführung von Jauchestoffen und hypothetischen Cholera- und Typhusspizzen haben Städte, ja Dörfer dahin geführt, den Wasserbedarf unabhängig zu machen von wechselndem Grundwasser. Sie beziehen ihr Wasser von einer Quelle, welche die Bürgerschaft bietet, um, selbst im trockensten Sommer zu versiegen, durch Röhren, welche oft viele Meilen lang sind. Man glaube aber nicht, daß diese Wasserleitungen eine Errungenschaft der Neuzeit sind; sie waren bei den alten Kulturvölkern sehr bekannt; ja bei der Entdeckung Amerikas fand man die großartigsten Wasserbauten in Peru, die Incas ihre Städte reichlich mit Wasser versorgten.

Ein anderer Weg, als das Wasser gleich von seiner Quelle zu beziehen, wo es ja am besten ist, ist der, das Wasser der Flüsse durch geeignete Erdschichten zu filtrieren, etwa noch vorhandene Beimengungen sich in einem großen Bassin, in dem das Wasser kühl ruht, absetzen zu lassen, und es dann den Bewohnern zu überlassen. Derartige Einrichtungen trifft man natürlich nur da, wo kein frisches Bergwasser vorhanden oder wo die Menge derselben nicht genügt, ein ganzes Gemeinwesen zu versorgen. Hier in Düsseldorf war keine andere Möglichkeit zur Erlangung von einigermaßen gutem Trinkwasser als das Filtriersystem mit mehr oder minder gutem Rheinwasser. Einzelne Städte haben Leitungen aus den Quellen zugleich mit solchen aus filtrierten Flußwasser, so Bonn. Daß natürlich ersteres das zweite an Güte übertrifft, ist wohl keine Frage.

Das in trockenen Gegenden endlich vermittelt Cysternen gesammelte Wasser ist kein sog. Grundwasser, sondern einfach zusammengelaufenes Regenwasser. Es schmeckt aber auch darnach.

Regenwasser, Wasser direkt aus größern Flüssen, oder gar Sumpfwasser zu genießen, dazu zwingt den Menschen nur die Not des Verdurstens oder hat ihn ein niedriger Kulturzustand gewöhnt. Ein gesitteter Mensch wird durch seine Sinne abgestoßen, trübes und faules Wasser zu trinken, und so der Gesundheit zu schaden.



## Mark Twain in Pompeji.

Der amerikanische Humorist und scharfsinnige Beobachter Mark Twain schildert einen Besuch in der wiedererstandenen Stadt folgendermaßen: Früher bin ich stets der Meinung gewesen, daß wenn man nach Pompeji „hinunter“ wollte, dies bei Fackelschein und über feuchte, dunkle Treppen geschehen müsse, ähnlich wie man in eine Silbermine Nevadas gelangt. Das ist aber nicht der Fall; mehr als die Hälfte der verschütteten Stadt ist vollständig bloßgelegt und ans Licht der Sonne befördert worden. Da stehen lange Reihen massig gebauter Backsteinhäuser, genau wie sie vor achtzehnhundert Jahren gestanden; die Fußböden sind sauber gefegt und an den kunstvoll gearbeiteten Mosaiken mit ihren Tieren und Blumen fehlt kein Steinchen. Da sind ferner Venusse, Bacchuse und Adonise, liebäugelnd oder sich betrinkend, in bunten Fresken auf den Wänden der Salons und Schlafzimmer. Da sind die schmalen Gassen und noch schmaleren Trottoirs, gepflastert mit guter harter Lava, die einen tief gefurcht von den Wagenrädern, die andern von den Füßen der Pompejaner längst verschwundener Jahrhunderte. Da sind Bäckerläden, Tempel, Gerichtshöfe, öffentliche Bäder, Theater, alle reinlich und nett, und alles dies hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Silberminen tief unten in den Eingeweiden der Erde. Die geborstenen Säulen, die umherliegen, die thürenlosen Thüröffnungen und zerbröckelnden Zinnen dieser Wildnis von Mauern erinnern lebhaft an eine der großen Brandstätten in unsern amerikanischen Städten, und wären auch verkohlte Balken, zerbrochene Fenster, Haufen Schutt vorhanden und alles umher von Rauch geschwärzt gewesen, so hätte dem Bilde nichts weiter gefehlt. Aber nein, prächtig scheint die Sonne nieder auf das alte Pompeji von heutzutage, wie es der Fall war da Christus in Bethlehern geboren wurde, und die Straßen sind hundertmal reiner, als die Pompejaner sie jemals in ihrer Blütezeit gesehen. Ich weiß sehr wohl, was ich da behaupte; denn habe ich nicht in den Hauptstraßen, der Kaufmannsstraße und Fortunastraße, mit meinen eigenen Augen gesehen, daß zum mindesten zwei Jahrhunderte lang das Pflaster nicht repariert worden, daß Kirchen fünf, ja zehn Zoll tief von den Wagenrädern von Generationen betrogener Steuerzahler in die massiven Steinplatten gedrückt worden waren?! Und weiß ich deshalb nicht, daß die Straßenpolizei Pompejis ihre Pflicht durchaus vernachlässigte, und daß, wenn sie das Pflaster der Straße nicht reparierte, sie dieselben sicherlich auch nicht reinigte?!

Nein, Pompeji ist keine begrabene Stadt mehr; es ist eine Stadt von Hunderten und Hunderten von dächerlosen Häusern und ein verworrenes Netz von Straßen, in welchem man sich ohne Führer leicht verirren und gezwungen sein könnte, in einem der Spukpaläste zu nächtigen, die keinen lebendigen Bewohner seit jener schrecklichen Novembernacht beherbergt haben.

Wir passierten das Thor, welches zum Mittelmeer führt, das Marinethor genannt, und kamen an der verwitterten Statue der Minerva vorbei, die (als

Beschützerin der Künste noch immer Wache hält bei den Trümmern der Schätze, die sie nicht zu beschützen vermochte. Noch eine Straße entlang und wir standen vor dem Forum der Gerechtigkeit. Auch hier war der Boden eben und reinlich. Zu beiden Seiten liefen herrliche Kolonnaden, von zerbrochenen Säulen, deren schöne ionische und korinthische Kapitäle rings umher zerstreut lagen. Am oberen Ende befanden sich die Sitze der Richter, und hinter denselben stiegen wir in ein Verließ hinab, woselbst der glühende Aschenregen zwei Gefangene angeschmiedet überrascht und zu Tode gemartert hatte. Wie die Aernsten an ihren Ketten gerüttelt haben mögen, als das Feuermeer sie zu umwogen begann!

Alsdann schlenderten wir in manch stattlichem Patrizierheim umher, welche wir vor Zeiten, als die Eigentümer noch darin residierten, nicht ohne eine formelle Einladung in klassischem Latein hätten betreten dürfen, und möglicherweise hätten wir letztere gar nicht erhalten.

Die Häuser sehen einander meist alle gleich. Unabänderlich sind die Fußböden mit mannigfaltigen Figuren in Mosaik von vielfarbigen Kieselstein geziert. An der Schwelle begegnet dem Auge ein Willkommensspruch oder das Bildnis eines Hundes mit der Aufschrift: „Nehmt Euch vor dem Hund in acht!“ Zuweilen findet man auch die Abbildung eines Bären oder Fauns ohne jegliche Inschrift. Zuerst betritt man eine Art Vestibule, woselbst die Alten, wie ich vermutete, den Hutstand zu placieren pflegten, und gelangt alsdann in ein Zimmer, in dessen Mitte sich ein großes Marmorbassin mit den Röhren einer Fontaine befindet. Auf beiden Seiten sind Schlafzimmer und hinter dem Bassin der Empfang-Salon. Dazu kommt ein kleiner Garten, Speisezimmer u. s. w. u. s. w. Die Wände sind mit Stuccaturarbeit, Fresken oder Basreliefs geschmückt, hier und da stehen Statuen, gibt es Miniatur-Fischteiche oder Kaskaden schwimmernden Wassers, welches aus geheimen Reservoirs in den Kolonnaden, die den Hof einfassen, kommt und die Blumenbeete frisch, die Luft kühl erhält. Manche der Gemälde, 18 bis 19 Jahrhunderte alt, sind weit hübscher als manche berühmten Freskenbilder der „alten“ Meister von vor dreihundert Jahren.

Es war ein eigentümlicher Genuß, durch diese alte, stille Totenstadt zu wandern, durch öde menschenleere Straßen, woselbst Tausende von lebenden Wesen einstmals kauften und verkauften, gingen oder fuhren und dieselben erdröhnen machten von dem Lärm und Durcheinander des Handels und Vergnügens. Ueberall sieht man Dinge, die einem veranlassen nachzugrübeln, wie alt eigentlich diese alten Häuser wohl gewesen sein mögen, ehe die Nacht der Zerstörung kam, Dinge, welche uns die längstverstorbenen Einwohner lebendig vor Augen führen. Die Stufen beispielsweise, zwei Fuß dicke Lavablöcke, welche aus der Schule herauf, und ähnliche Stufen, die ins Parket des Haupttheaters führen, sind nahezu durchgenüßt. Jahrhunderte lang eilten die Knaben aus jener Schule, und ihre Herren Eltern in jenes Theater, und die rastlosen Füße, die nimmehr seit achtzehn Jahrhunderten Staub und Asche sind, hinter-

ließen eine Chronik, die wir heutzutage zu lesen noch instände sind.

In einem der Häuser, dem einzigen Pompeji, welches keine Frauensperson betreten darf, befanden sich kurze Betten von Mauerwerk, genau wie sie vor Zeiten gewesen, und die Wände zierten Malereien, die so farbenprchtig und frisch waren, als seien sie erst gestern gemalt worden, die jedoch zu beschreiben niemand den Mut haben würde. Auch Inschriften ausgelassen witzigen Inhalts waren an die Wände gekrizelt; vielleicht von Händen, die noch, ehe jene Nacht verflossen, inmitten des Feuersturmes vergeblich um Hilfe flehend, gen Himmel ausgestreckt waren.

In einer der Hauptstraßen fanden wir einen mächtigen Steintrog nebst der Brunnenrohre, die ihn einst mit Wasser versorgte, auf welche die müden, erhitzten Arbeiter aus der Campagna ihre rechte Hand zu stützen pflegten, wenn sie, vornüber gebeugt, den Mund an die Röhre hielten, um zu trinken. In diesen mässigen Stein war eine Aus- höhlung von anderthalb Zoll Tiefe gescheuert wor- den. Man denke sich die zahllosen Tausende von Händen, die diese Stelle pressen mußten, um einem Stein, der so hart wie Eisen ist, bergestalt auszuhöhlen.

In einer der großen Hallen Pompejis wurde das Gerippe eines Mannes aufgefunden, welches noch 10 Goldstücke in der einen und einen Schlüssel in der andern Hand hielt. Er hatte vorerst noch sein Geld zusammengerafft und eilte dann der Thür zu, aber der Aschensturm wehte ihm an der Schwelle entgegen, und ließ ihn sterbend niederfallen. Eine einzige Minute kostbarer Zeit hätte ihn vielleicht gerettet! Wir sahen auch die Ueberreste eines Mannes, einer Frau und zweier jungen Wadchen. Die Frau hatte die Arme weit ausgebreitet, gleichsam wie in tötlicher Furcht, und noch glaubte man den Ausdruck wilder Verzweiflung auf ihrem formlosen Gesicht zu ge- wahren, welcher daselbe entstellte, als der Vulkan seinen Aschenregen niedersandte.

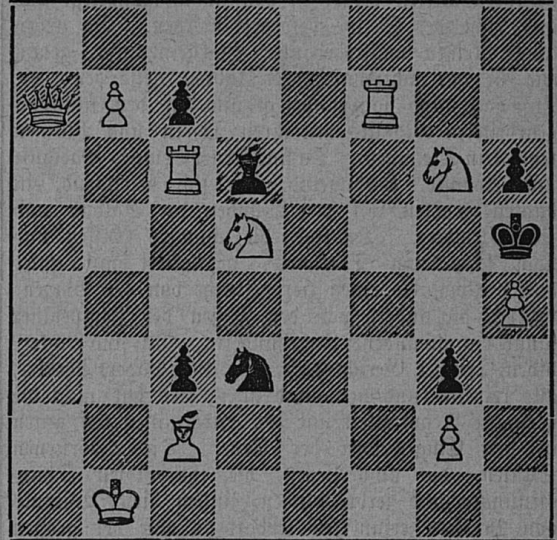
Die Wadchen und der Mann lagen mit den Ge- sichtern auf dem Arme, als hätten sie versucht, sich in dieser Weise vor den anwachsenden Aschenmassen zu schützen. In einem andern Gemache waren 18 Gerippe beieinander gefunden worden, sämtlich in sitzender Positur. Schwarze Abdrücke an den Wänden entlang zeigen noch jetzt ihre Gestalten, wie Schatten gleichsam. Eines der Gerippe, ein Frauenzimmer, „zierte“ noch ein goldenes Halsband, auf welches ihr Name: „Julie di Diomed“ eingraviert war. Aber viel- leicht das Ergreifendste und Poetischste, was Pompeji der modernen Nachforschung erschlossen, war die impo- sante Figur eines Kriegers in voller Rüstung, der treu seiner Pflicht und des stolzen Namens eines römischen Soldaten würdig, voll von dem Mute, der diesem Namen sein Prestige verliehen, auf seinem Posten an einem der Stadthore ausharrte, bis die Hölle, die ihn umraste, den furchtlosen Geist, den sie nicht bezwingen konnte, ausgebrannt hatte.

Als ich endlich die Stadt verlassen hatte, wan- derte ich träumerisch zwischen den Bäumen, die auf den vielen Morgen Landes wachsen, unter denen noch unberührt weitere Straßen und Plätze Pom- pejis schlummern, bis plötzlich der schrille Pfiff der

Lokomotive und der Ruf des Zugfuhrers „Letzter Zug nach Neapel! Fertig ab!“ mich zu mir selber brachte und daran erinnerte, daß ich dem neun- zehnten Jahrhundert angehöre und keine in der Asche gebadene Mumie sei.

### Schachaufgabe

von  
H. von Gottschall.  
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 15 des Erzählers :

- A. 1. Th2 — h6 1. g7 : h6.
- 2. Dd8 — f6 mat.
- B. 1. .... 1. Sp g6 beliebig.
- 2. Dd8 — e7 mat.
- C. 1. .... 1. Kd6 : Te5.
- 2. Spa3 — c4 mat.
- D. 1. .... 1. Td4 : d3 oder c4 †.
- 2. Spa3 — c4 mat.
- E. 1. .... 1. Td4 — a4, b4, e4 f4 oder : g4.
- 2. Te5 — d5 mat.
- F. 1. .... 1. c7 — c6.
- 2. Dd8 — b8 mat.
- G. 1. .... 1. f6 — f5.
- 2. Dd8 — e7 mat.

Richtig angegeben von L. G. in Elberfeld.

### Ratfel.

Wie heißt der ebene, grüne Ort,  
Wo Sommerwasser Schneeglantz schafft? —  
Ein Zeichen weg, das Leben fort —  
Noch eins, das Sinnbild deutscher Kraft.

Auflösung des Ratfels in Nr. 16 des Erzählers:  
Bahnhof.

Richtig angegeben von Ad. Dick, hier, C. S. in Hilden und H. B. in Venrath.